

Seelische Kräfte.

Niemals hat sich in der deutschen Geschichte die Bedeutung seelischer Kräfte deutlicher gezeigt als in diesem Kriege. Starke Herzen und starke Seelen waren die Vorbedingungen für die starken Nerven, die nach Hindenburgs Wort den Krieg gewinnen würden. Auch bei unseren Gegnern hat man die Wichtigkeit dieser Kräfte erkannt. Während aber bei uns jeder von der Überzeugung durchdrungen ist, daß er für sein Heiligstes kämpft, und dadurch die Kraft zum Aushalten gewinnt, müssen unsere Feinde sich darauf beschränken, die Massen immer wieder durch Verleumdung zu neuen Anstrengungen aufzupeitschen, ohne damit ihrem Ziele, der Vernichtung Deutschlands, auch nur einen Schritt näher zu kommen.

Unser grimmigster Feind ist England. Mit seinen Mächtschritten, durch Verprechungen und wirtschaftlichen Druck, ist es ihm gelungen, ein Volk nach dem anderen in den Kampf für die sogenannte Zivilisation zu treiben. Sie haben uns hart bedrängt, aber sie haben uns nicht zu überwinden vermocht, und die Bräutereien englischer Staatsmänner sind eitel Rederei geblieben. Die Matten, die Mr. Churchill aus ihren Nestern ausgraben wollte, haben scharfe Zähne, und jetzt zernagen sie im Unterseebootkriege die Grundlage der englischen Macht, die nur zum Teil auf der Kriegskasse, in der Hauptache jedoch auf dem wirtschaftlichen Gewichte der Handelsflotte beruht. Ohne seine Handelsflotte, die vor dem Kriege nicht viel weniger als die Hälfte der gesamten Schiffsräume der Welt betrug, stünde England als staatlicher Organismus noch weit unter Frankreich. Wie schwer England schon vom Unterseebootkriege getroffen ist, zeigen die Skandalberichte des Ersten Lords der Admiralität, Carson, und des Premierministers Lloyd George, von anderen Stimmen ganz zu schweigen.

Noch bedrohlicher ist, was die englische Regierung nur halb sagt oder zu sagen unterläßt. Schon in der ersten Zeit des Krieges machte es einen üblen Eindruck, daß die Presse mit keiner Silbe den Verlust des „Audacious“ am 27. Oktober 1914 erwähnen durfte, obwohl er bald öffentliches Geheimnis war. Nicht minder unangenehm empfunden wurden amtliche Berichte, wie z. B. über den gelungenen Streifzug, den die deutschen Torpedoboote am 26. Oktober 1916 von Zeebrugge aus im Kanal ausführten. Der glänzende Erfolg der deutschen Seestreitkräfte, die 10 Fahrzeuge des Gegners zur Strecke brachten, war nicht abzuleugnen, zum Ausgleich aber wurde die Vernichtung zweier deutscher Torpedoboote gemeldet, und als sämtliche deutsche Schiffe unverfehrt zurückgekehrt waren, suchte man die Fumerei mit Nebensachen, wie „man glaube“ und „wahrscheinlich“ zu bemänteln.

Der durchaus kluge und sachliche Rückblick auf den Gang des Krieges im veröffentlichten Jahre, den das bekannte englische Jahrbuch „Whitakers Almanach 1917“ gibt, läßt erkennen, wie peinlich das Verhalten der englischen Regierung allgemein berührt und auch wie wenig die Behandlung des Unterseebootkrieges herriedigte. Im laufenden Jahre ist das nicht besser geworden. Zwar stimmt die Admiralität Tag und Nacht auf Mittel, der Gefahr Herr zu werden, doch ihr Briten ergibt auch nicht das kleinste Rücklein. Sir Edward Carson wußte neulich von 40 Gefechten mit Unterseebooten zu reden, aber er hitete sich wohlweislich, die Zahl der versenkten Boote anzugeben, und tatsächlich sind die deutschen Verluste auch sehr gering. Um so größer ist dagegen der Schaden, den die Handelsflotte der Verbandsstaaten und ihrer neutralen Kontorbandbesitzer erlitten hat. Auch hier befolgt die englische Regierung eine Politik der Vertuschung, obwohl sie beteuert, nichts verschweigen zu wollen. Was sie an Verlusten zugeht, erreicht bei weitem nicht die Höhe der amtlichen deutschen Angaben, und sie sucht ihr Volk über die wirkliche Lage zu täuschen mit Zahlen über einen Schiffsverkehr in den englischen Häfen, die den gar nicht in Betracht kommenden Küstenverkehr mit dem allein maßgebenden Verkehr in großer Fahrt verknüpfen.

Drohnen.

16] Roman von M. Berger.

„Wenn du im Ernst von erblicher Schuld sprichst, allerdings“, versetzte Doktor Beer in gleichgültiger Weise. „Wer sich heutzutage selbst erniedrigt, kann nicht verlangen, daß ihn die Gesellschaft erhöhlt! Selbst ist der Mann, und wenn du jetzt nutzlos und angeekelt die Waffen streckst, fallen die Drohnen über deinen König her.“ Er schlug einen Augenblick, nervös die Spitzen seines Schnurrbartes tanzend, dann sprang er, einer plötzlichen Eingebung folgend, auf und legte beide Hände auf die Schultern des Freundes.

„Friedrich, gib mir dein Wort, dir selbst treu zu bleiben!“ jagte er dann mit zitternder Stimme, ihn bittend in die Augen blickend.

„Du willst die Komödie ganz mit mir durchspielen“, versetzte Faller zu scherzen.

In diesem Augenblick klopfte es und auf das „Herein“ des Direktors trat Herr Gröbel in das Zimmer ein.

„Gute Botschaft, meine Herren!“ rief er lustig aus und schüttelte den beiden Freunden die Hand.

„Das Land wählt ausgezeichnet: in unseren Bauern haben die Gegner und die guten Freunde sich gründlich getäuscht. Die Kerls haben zum Klaffen gewählt. Die Hauptorte wenigstens sind uns sicher; aber Mühe hat's gefordert.“

„Wie, lieber Herr Gröbel!“ fragte Doktor Beer und drückte seinen zukünftigen Schwieger-

Gelingen kann die Täuschung nicht. Denn die zunehmende Feuerkraft spricht eine andere und ernster Sprache, und was in den Zeitungen nicht gelagt werden darf, wird um so eifriger in den Klubs erörtert. Wohin der Engländer schaut, Erfolge von Bedeutung für den Ausgang des Krieges kann er nirgends wahrnehmen, weder zu Lande noch zu Wasser, und dabei rückt ihm das Gespenst des Mangels immer näher auf den Leib. Kein Wunder, wenn da das Vertrauen zur Führung schwindet, wenn der Zweifel sogar das Vertrauen auf die Flottenflotte zerfrisst. Hochtönende Worte, die mit der Wirklichkeit in schreiendem Widerspruch stehen, sind kein Ersatz und die Hoffnung auf den großen Bruder in Amerika dürfte ebenso trügen wie die auf den kleinen Vetter in Rumänien. Dann ist es nur noch ein Schritt bis zur Panik.

Das deutsche Volk hat volles und berechtigtes Vertrauen zu seinen im Kampfe bewährten Führern, und darin liegt ein moralischer Vorteil, der je länger, je tiefer wirkt. Das englische Volk kann ein gleiches Vertrauen nicht haben. Materielle Mittel vermögen viel, aber der Geist, der die Waffe führt, gibt den Ausschlag, und in diesem Geiste sind wir allen unsern Gegnern überlegen.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Stillstand des englischen Angriffs.

Die Londoner „Times“ schreiben, daß nach der ersten großen Sturmsee des englischen Sturmangriffs bei Arras der unüberwindliche Stillstand eingetreten sei. „weder überraschend, noch enttäuschend. Andererseits, hieße Verrat an dem vorläufigen englischen Oberbefehl. Die wichtigste, aus diesem Angriff zu ziehende Lehre sei, daß das Angriffstempo sich nach der Schnelligkeit richte, mit der die schweren Geschütze nach vorn gebracht werden können. Eine Beschleunigung dieses Tempos könne nur auf Kosten von Menschenleben geschehen.“

Sorgen um den Mannschaftsersatz.

Die „Evening News“ melden, daß, welches auch die Pläne der Regierung sein mögen, um für Juli 500 000 neue Mann für die Armee auf die Beine zu bringen, man doch die Hoffnung habe, dafür nicht zu einer Verlängerung der militärischen Dienstzeit schreiben zu müssen. Es kann sein, daß dies vielleicht später notwendig sein wird, doch gegenwärtig verfügt man noch über eine solche große Reserve von jungen Männern, daß die Erhöhung des militärischen Alters von 41 auf 50 auf Widerstand stoßen würde, sowohl im Lande, als auch im Unterhaus.

Die deutschen Flugzeuge in Mazedonien.

Der Balkanberichtersteller der „Corriere della Sera“ betont die Überlegenheit der deutschen Flugzeuge auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz. Seit Mitte März erscheint täglich über den Linien der Verbündeten ein deutsches Geschwader, um Bomben abzuwerfen. Am 26. und 31. März sei das italienische Feldlager bei Brod bombardiert worden. Um sich mit dem Gegner ernsthaft im Luftkampf zu messen, sagt das Mailänder Blatt, müßten die Verbündeten die Ankunft vollwertiger Kampfflugzeuge abwarten. Der schwierige Aufklärungsdienst werde von italienischen, englischen, französischen und serbischen Piloten zurzeit gemeinsam besorgt.

Ein Kuliheer für Saloniki?

Der „Japan Daily Mail“ zufolge hat die englische Regierung mit der chinesischen Regierung im Februar einen Kontrakt für die Anwerbung von 200 000 Kulis in Schantung abgeschlossen. Die „Japan Daily Mail“ gibt an, daß diese Chinesen als Träger auf der Balkanhalbinsel Verwendung finden sollen. — Wenn die Meldung richtig ist, so hat sich also die chinesische Regierung zu einem Zeitpunkt, als sie noch in guten Beziehungen zu Deutschland stand, herbeigefunden, ein großes

Heer von Hilfskräften anderer Feinden für ausgesprochen militärische Zwecke zur Verfügung zu stellen.

Der Wert Ostafrikas.

Englische Betrachtungen.

In der deutschen Presse ist von sach- und landeskundiger Seite schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß die deutschen Kolonien, obwohl sie in keiner Weise für diesen Weltkrieg militärisch vorbereitet waren, trotzdem eine militärisch nicht zu unterschätzende Rolle gespielt haben. Im feindlichen Lager hat man sich bisher ängstlich gehütet, eine derartige Bedeutung deutschen Kolonialbesitzes öffentlich anzuerkennen, mit der einzigen Ausnahme Belgiens vielleicht, das sich mit den Erfolgen seiner Truppen in Deutsch-Ostafrika über den Verlust des eigenen Landes zu trösten suchte. Jetzt liegt zum ersten Male eine Äußerung einer großen englischen Zeitung, des „Daily Chronicle“ vor, in der rückhaltlos, und zwar bezeichnenderweise unter Berufung auf General Smuts, auf die militärische Bedeutung sowohl Deutsch-Südwestafrikas als auch besonders Deutsch-Ostafrikas hingewiesen wird. „Daily Chronicle“ warnt auf das entschiedenste davor, Deutschland jemals Deutsch-Südwestafrika oder gar Ostafrika zurückzugeben. Aber Ostafrika sagt „Daily Chronicle“ wörtlich: „Schon im gegenwärtigen Kriege ist es für die Deutschen ein großer Aktivposten gewesen. Wie groß dieser war, wird das Publikum erst erfahren, wenn der Schleier von ungeheuren Anstrengungen an Material, Soldaten, Munition und Schiffsraum gelüftet wird, die wir zum Schutz des englischen, belgischen und portugiesischen Afrikas vor der Bedrohung durch die deutsche furchtbare schwarze Armee machen mußten.“

Berücksichtigt man, daß diese „furchtbare schwarze Armee“ zu Beginn des Krieges aus ganzen 5000 eingeborenen Schutztruppen- und Polizeisoldaten unter im ganzen etwa 250 deutschen Offizieren und Unteroffizieren bestand, daß diese „Armee“ ohne nennenswerte Verbindung mit dem Mutterlande erst zu dem Kampf gegen die angreifenden englischen, belgischen und portugiesischen weißen und farbigen Truppen umgestaltet und ausgestattet werden mußte, so kann man sich allerdings ein Bild davon machen, wie es mit der militärischen Bedeutung Deutsch-Ostafrikas aussehen würde, wenn wir nicht auf die Bestimmungen der Kongoaakte und das Gemeinschaftsgefühl der weißen Rasse, insbesondere bei den Engländern, allzu vertrauensselig gebaut hätten.

„Daily Chronicle“ weist dann noch darauf hin, daß die deutsch-ostafrikanische Küste außerdem einen ausgezeichneten Stützpunkt für U-Boote abgeben könne, wodurch Deutschland die bisher unbestrittene Vorherrschaft Englands im Indischen Ozean und damit die Herrschaft über Indien in Frage stellen könnte. Wir können dem englischen Blatt, das so zum ersten Male die Bedeutung eines großen deutschen Kolonialbesitzes vom machtpolitischen und militärischen Standpunkt voll anerkennt, nur dankbar sein; gibt es trotz aller gemachten Erfahrungen doch noch Leute in Deutschland, die einem solchen deutschen Kolonialbesitzes zwar gewisse wirtschaftliche Bedeutung zuerkennen, aber jede machtpolitische und militärische Bedeutung abschreiben möchten. D. K.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Kaiser Wilhelm empfing im Großen Hauptquartier den türkischen Bringen Zia ed Din, der dem Monarchen als Geschenk des Sultans einen Ehrenkabel überreichte. In Erwiderung auf eine Ansprache gab der Kaiser der Zuberlich Ausdruck, daß der gemeinsame Kampf der Mittelmächte mit dem Endsiege gekrönt werde.

* In der Note, mit der die brasilianische Regierung den Abbruch der Beziehungen zu Deutschland erklärt, wird als Begründung für diesen Schritt die Versenkung des brasilianischen Dampfers

„Parana“ durch ein deutsches U-Boot angegeben. — Die Versenkung erfolgte am 4. d. Mts. Im englischen Kanal und zwar im Sperrgebiet. Nach dem Wortlaut der entsprechenden deutschen Note bedurfte es einer besonderen Warnung nicht. So sehr wir den Abbruch der Beziehungen mit Brasilien bedauern, so wenig kann uns dieser diplomatische Vorgang an der Führung des U-Boot-Krieges irremachen. — Die brasilianische Regierung hat 45 deutsche Schiffe mit insgesamt 255 591 Tonnen — angeblich im Interesse der Sicherheit der Schiffe — beschlagnahmt.

* Wie verlautet, wird auch in Bremen eine zeitgemäße Verfassungsreform vorbereitet. Ein entsprechender Antrag an den Senat ist bereits der Bürgerschaft zugegangen.

England.

* Jetzt nach Beendigung der Reichskonferenz weist die englische Presse darauf hin, daß General Smuts, der in Südafrika seine Arbeit getan habe, in Europa bleiben solle, um ein Kommando an der Westfront zu übernehmen. Wahrscheinlich wird ein entsprechendes Abkommen zwischen der Heeresleitung und dem Burengeneral getroffen werden.

Dänemark.

* Der der sozialdemokratischen Partei angehörige Minister Stauning hielt in einer Frauenversammlung eine Rede, in der er u. a. ausführte, daß man den Anschein erweckt habe, als ob die deutsche Sozialdemokratie mit Kopenhagen als Zwischenglied sich bemühe, um einen Sonderfrieden zwischen Rußland und Deutschland herbeizuführen. Solche Bestrebungen beständen aber nicht und würden auch wenig verständlich sein. Wir wünschen, so legte der Minister weiter dar, nicht zu einem Sonderfrieden zwischen Rußland und Deutschland beizutragen, worauf der Krieg noch furchtbarer an anderen Stellen aufleben würde. Aber wir wünschen zu einem allgemeinen Weltfrieden beizutragen und behalten uns das Recht vor, jegliche Tätigkeit zu entfalten, die nach unserer Ansicht uns diesem Ziele näher bringen kann.

Rußland.

* Die radikalen Sozialisten, deren Macht mit jedem Tage wächst, verlangen den Rücktritt Miljukow, der nach ihrer Ansicht in englischem Solde steht und in Englands Interesse den Krieg weiterführen will. Nach englischen Blättern sei ein Zwiespalt zwischen den Mitgliedern des Arbeiter- und Soldatenkomitees ausgebrochen, weil die Soldaten angeblich die Weiterführung des Krieges fordern. Jedenfalls ist die Lage sehr ernst, was daraus zu schließen ist, daß besondere englische Bevollmächtigte in Petersburg eingetroffen sind. — Die Regierung veröffentlicht einen Erlaß, der die Einführung einer provisorischen einkommens Selbstverwaltung für das bisherige Gouvernement Ostland, samt Dorpat, Fellin, Pernau und der Insel Diele im Gouvernement Wibland ausspricht.

Amerika.

* In einem Aufruf an das Volk der Ver. Staaten fordert Präsident Wilson zur Unterstützung der Verbündeten auf. Trotz der U-Boot-Gefahr müßten Hunderte von Schiffen gebaut werden, um die Armeen der Verbündeten mit Lebensmitteln, Waffen und Munition zu versorgen. Besonders müßten Nahrungsmittel für die Verbündeten angeschafft werden, weil sonst das „Unternehmen“, in das sich die Ver. Staaten begeben haben, mißlingen oder zusammenbrechen müßte. Zum Schluß wird das amerikanische Volk zu größter Sparamkeit ermahnt.

* Unter Zustimmung einer großen Mehrheit erklärte Präsident Carranza im mexikanischen neuen Kongreß, daß Mexiko neutral bleiben werde.

Italien.

* Wie aus französischen Blättermeldungen hervorgeht, hat die chinesische Regierung den Verkehr von Schiffen unter deutscher Flagge in den Fluß- und Wehrgeässern unterlagert und die Bewilligungen an die deutschen Schiffe zurückgezogen.

papa, der heute Quecksilber zum Frühstück gegessen zu haben schien, so unruhig war er, auf einer Stuhl.

„Da war die Schänke voller Bauern“, fuhr dieser in aufgeregtem Tone fort. „Sie studierten das fatale Blatt aufmerksam durch und saßen bedächtig da und schüttelten ihr weißes Haupt. Ich ließ mir das Blatt reichen, zerriß es und hielt eine feurige Rede an das Volk. Ich muß wie Cato gesprochen haben.“

„Wie Cicero“, verbesserte ihn der Journalist.

„Meinetwegen wie Cicero“, sagte Gröbel.

„Leute, ich schloß ich, ich wähle den Fabrikdirektor Doktor Faller, wenn ihr ihn wählt, dürft ihr meinetwegen mit euren Kartoffeln ausschlagen.“

Und Mann für Mann gingen sie hin und wählten wen? Sie, Herr Direktor.“ Er sprang auf.

„Adieu, Herr Doktor, ich muß fort, denn wo ich fehle, geht alles schief! Beer, kommen Sie mit? Wenn der Direktor gewählt ist, feiern wir heute abend eine gewisse Verlobung. Der Baron soll grün und gelb vor Ärger werden!“

Tiefbewegt reichte Doktor Faller dem alten, lieben Herrn beide Hände.

„Ich danke Ihnen, Herr Gröbel!“

„Nanu, so fürchterlich feierlich, ist doch gerne geschehen; adieu, adieu!“ rief Gröbel, der es in der Tat sehr eilig hatte, so eilig, daß er die eintretende Frau Müller fast über den Haufen rannte.

Als die beiden Herren das Zimmer verlassen hatten, ließ sich Doktor Faller in einen Sessel fallen und stützte den Kopf in beide Hände. Was trömmte ihm jetzt der alanaendliche

Wahlsieg, war sie ihm doch verloren, denn er kannte nur Gemüte den harten, stolzen Sinn ihres Vaters.

Betrübt betrachtete Frau Müller ihren Herrn.

„Herr Direktor“, sagte sie dann besorgt, „ich habe Ihnen einen starken Tee gekocht; Sie sind krank; die vielen Aufregungen!“

„Ich bin krank und müde, mehr als Sie ahnen, gute Frau!“ kam es matt von seinen Lippen.

„Trinken Sie den Tee, er wird Ihnen auf die Beine helfen!“ mahnte sie dringender.

„Stellen Sie ihn auf den Tisch!“ befahl er.

„Sind die Leute fort?“

„Ja, Herr Direktor“, versetzte sie, seinem Wunsch nachkommend. „Ich habe sie gut bewirtet, denn sie sprachen gut von Ihnen; es kam ihnen aus dem Herzen, als sie so unter sich waren, da sprachen sie von der Leber weg. Sie verehren Sie!“

„Ich weiß wohl“, murmelte Doktor Faller vor sich hin.

„Was kommt mir das alles, wenn ich das Herz und den Lebensmut ein müder Faller ist, den der rauhe Herbstwind zu Grabe peitscht!“

„Kann ich Ihnen nicht helfen? Sie sind wirklich krank“, meinte die alte Frau. „Ich gräme mich um Sie, wie eine Mutter um ihr Kind. Wie ich Ihnen verstorbenen Vormund pflegte, so will, so muß ich Sie ja pflegen. Käthe, sagte der gute, alte Herr auf seinem Schmerzenslager, Gott habe ihn selig, oft zu mir, wenn ich nicht mehr bin, laue um den

Friedrich, wie du um mich geklagt hast. Und ich habe es ihm in die Hand versprochen müssen.“

„Ja, ja“, erwiderte der Doktor und reichte der alten Frau seine Hand. „Sie haben für mich wie eine Mutter für ihr Kind geklagt.“

Wenn ich es auch nicht so lohnen kann als ich möchte, ich habe Ihnen im Herzen dafür gedankt, Frau Müller, und ich werde es Ihnen danken, so lange ich lebe und das wird nicht mehr lange sein!“

„Wer wird denn gleich ans Sterben denken“, versetzte sie vorwurfsvoll. „So krank sind Sie lange nicht. Ich könnte weinen, wenn ich Sie so unglücklich sehe.“

„Die Tränen traten der alten guten Seele in die Augen.“

„Ich bin elend, unaussprechlich elend!“ sprach Faller düster vor sich hin. „Doch dem Manne, der reichlich erwogen und ein Ziel gefunden hat, ziemt Klagen und Jammern nicht. Nur die Tat, und wäre sie die Tochter der Verzweiflung, ist des Mannes würdig.“

Frau Müller überlegte, wie sie den Direktor aufheitern könne. Sie erzählte alle Neuigkeiten, die sie im Laufe des Tages in der Nachbarschaft gehört habe, schließlich erwähnte sie noch, daß sie der Sommerzeitung und ihrer Tochter begegnet sei. Fräulein Hedwig habe bläß und angegriffen ausgesehen. Doktor Faller erwiderte bei diesen Worten der ahnungslosen, geschwätzigen Frau Höllenqualen. „Fräulein Hedwig war doch immer so gut zu uns“, schloß Frau Müller ihre Erzählung. „Sie wird sich grämen, wenn Sie erzählt, daß Sie so krank sind!“